

XX. Der Zusammenbruch

Als der Dichter nach Paris zurückkam, mußte er damit rechnen, daß die Tage seines reichen Onkels Salomon gezählt seien. In der letzten Zeit hatte er verhältnismäßig gut mit ihm gestanden. Ende der dreißiger Jahre war der letzte ernsthaftere Konflikt beigelegt worden, seitdem lebten sie in bewaffneter Neutralität. Bei dem ersten Besuch des Dichters in Hamburg wurde er von dem Alten sehr freundlich aufgenommen, bei dem zweiten war die Stimmung weniger günstig, doch setzte der Neffe dies auf Rechnung der beginnenden Krankheit. Ende Dezember traf die Todesnachricht in Paris ein. Unter ihrem unmittelbaren Eindruck schrieb Heine an seine Schwester: „Obgleich ich auf den Fall gefaßt war, erschüttert er mich doch so tief, wie mich seit dem Tode meines Vaters noch nichts bewegt . . . Dieser Mann spielt eine große Rolle in meiner Lebensgeschichte und soll unvergesslich geschildert werden. Welch ein Herz! Welch ein Kopf! Über seine letzten Verfügungen bin ich längst ohne Besorgnis; er hat mir selbst genug davon gesagt oder deutlich angedeutet. Ich gäbe meinen letzten Schilling darum, wenn ich ihn nur fünf Jahre oder auch nur drei Jahre länger hätte behalten können; ja die Hälfte meiner übrigen Lebensjahre würde ich darum geben.“

Die Pension von viertausendachthundert Franken, die der Onkel ihm selbst in der Zeit der größten Spannung nie geschmäleret hatte, glaubte er durch den Tod des Schenkers in keiner Weise gefährdet; er nahm an, daß sie testamentarisch sichergestellt sei. Wie schmerzlich war seine Überraschung, als sich bei der Eröffnung des letzten Willens herausstellte, daß er wie seine beiden Brüder nur mit einem bescheidenen Legat von achttausend Mark Banko bedacht war, während von der Pension überhaupt nicht die Rede war. Der Universalerbe Karl Heine, der Besitzer von dreißig Millionen, fühlte sich nicht gemüßigt, die geringe Rente freiwillig fortzuzahlen, ja selbst an die Auszahlung des kümmerlichen Vermächtnisses schien er die Bedingung zu knüpfen, daß

der Dichter sich verpflichte, nie eine Zeile gegen seine Familie zu schreiben.

Heinrich Heine hatte den um ein Duzend Jahre jüngeren Vetter Karl stets als seinen Freund betrachtet, er hatte ihn seinerzeit, als er in Paris an der Cholera erkrankte, gepflegt und damit gewiß einen hohen Beweis seiner Liebe und Aufopferung gegeben. Später spielte Karl in einem Konflikt seines Vaters und des Dichters eine sehr zweifelhafte Rolle, indem er einen Brief, der zwar an seine Adresse gerichtet, für den Onkel aber mitbestimmt war, diesem verheimlichte. Man darf annehmen, daß er schon damals dem Dichter grollte und die Klust zwischen ihm und seinem Vater zu erweitern suchte. Teilweise mag er durch seine Frau aufgestachelt sein, eine geborene Fould-Furtado aus Paris. Zwischen ihr und dem Dichter bestanden vor ihrer Verheiratung gewisse Beziehungen, nach seiner eignen Äußerung eine „mythische Geschichte“. Er behauptete, daß er ihr Liebhaber gewesen sei. Wir wissen nichts darüber; uns ist nur bekannt, daß Heine ein paar bissige, im Grunde aber doch harmlose Bemerkungen über zwei Mitglieder dieser reichen Bankierfamilie gemacht hatte. Man mag sie ihm verübelt haben, aber sie boten doch kaum den Anlaß, einen so schweren, vernichtenden Streich gegen ihn zu führen. Die Ursache lag tiefer. Die Hamburger Familie fürchtete Heine, sie fürchtete, daß er gewisse Dinge, die unter allen Umständen geheim bleiben mußten, ausplaudern könne. Karl Heine griff nach dieser Gelegenheit, um den Vetter in Paris von sich abhängig zu machen und ihn an die Kette zu legen, sei es nun, daß er die Vernachlässigung des Dichters in Gemeinschaft mit seinem Schwager Halle, dem Verfasser von Salomon Heines Testament, absichtlich herbeigeführt hatte, sei es, daß er die von seinem Vater vergessene Konstituierung der Rente nur ausnutzte. Es müssen sehr üble Sachen vorgelegen haben, sonst hätte der Dichter nicht drohen können, daß er sich „ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber umgeben von seiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen, aber weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird als ich, der ich dergleichen schon etwas

gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in den Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann". Auch wir kennen diese Vorgänge nicht. Da die ganze Familie durch sie bloßgestellt wurde, hatte jedes Mitglied Anlaß zu schweigen und jeden andern, der vielleicht gesprächiger war, zum Schweigen zu bringen.

Der Dichter besaß Aufzeichnungen, die bis in seine Hamburger Jugendtage zurückreichten. Schon 1823 hören wir, daß er an seinen „Memoiren“ arbeitet mit der ausgesprochenen Absicht, den Hamburger Menschentrost zu schildern, von denen er, wie er schrieb, einige liebte, mehrere haßte und die meisten verachtete. Dunkel Salomon war unter denen, die gut wegkamen. Diese Memoiren hatte Heine fortgeführt, zwar nicht als regelmäßige Tagebücher, aber wenn er sie auch oft jahrelang liegen ließ, so bildeten sie doch ein einheitliches Ganze, „das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet“. 1840 war so viel davon fertig, daß er an Campe schreiben konnte: „Selbst wenn ich heute stürbe, so blieben doch schon vier Bände Lebensbeschreibungen oder Memoiren von mir übrig.“ Die Familie wußte um diese Aufzeichnungen, sie fürchtete sie und hatte Grund, sie zu fürchten, denn der Dichter hat später selber einen Teil dieser Memoiren vernichtet, weil er besorgte, durch ihre Veröffentlichung sich oder seiner Witwe die Gunst und die Rente Karl Heines zu verschmerzen.

In den Besitz dieser kompromittierenden Blätter wollte der Hamburger Better sich setzen; es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm dieses Ziel in dem Erbschaftsstreit von Anfang an vorschwebte. Nur dadurch erklärt sich sein Verhalten. An den paar tausend Franken konnte dem vielfachen Millionär nichts liegen und lag ihm nichts. Er war kein kleinlicher Geizhals und tatsächlich zahlte er dem Dichter seine Pension in all diesen Kampfsjahren weiter. Es kam ihm nicht auf das Geld an. Auch die schriftliche Erklärung, zu der Heine bereit war, daß er niemals etwas gegen seine Familie schreiben werde, genügte dem Millionär nicht, weil sie ihm keine Sicherheit bot, daß die schon geschriebenen Memoiren nicht bei Lebzeiten oder nach dem Tode des Verfassers in Hände fallen

könnten, die die Familie nicht schonen würden. Die Forderung auf Herausgabe seines Manuscriptes ist allerdings, soweit wir sehen, dem Dichter nicht gestellt worden; das Schlimmste, was man von ihm verlangte, war, daß er alle seine Schriften der „Verwandtenzensur“ unterstellen sollte, aber Karl enthüllte sein letztes Ziel absichtlich nicht. Er mußte den Gegner erst müde machen, ehe dieser in die Herausgabe d. h. die Vernichtung seines Werkes willigte. Erst dann war der Augenblick gekommen, ihm zu sagen, um welchen Preis die Gunst des Betters zu erkaufen war. Heine wußte, daß er „auf geschmeidigen Wegen und durch gemeine Mittel die Gelddifferenz beseitigen“ konnte. Er schrieb damals die Verse:

Wenn ich sterbe, wird die Zunge
ausgeschnitten meiner Leiche;
denn sie fürchten, redend käm' ich
wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Tote
in der Gruft, und nie verraten
werd' ich die an mir verübten
lächerlichen Freveltaten.

(II, 108.)

Hier ist schon ziemlich deutlich gesagt, vielleicht sogar deutlicher, als sich mit der Poesie verträgt, daß er die Ziele der Verwandten kannte, daß sie es darauf anlegten, das Erscheinen seiner Memoiren mit allen Mitteln zu verhindern. Karl wartete seinen Zeitpunkt ab, und erst als die Gesundheit seines Verwandten sich verschlechterte, als man damit rechnen mußte, daß durch seinen baldigen Tod die Memoiren doch in fremde Hände fallen würden, lenkte der Millionär ein und änderte seine Taktik. Er begnügte sich mit dem unter diesen Umständen Erreichbaren, mit jener Erklärung, die er vorher abgelehnt hatte, daß der Dichter nichts gegen die Familie schreiben werde.

Wir haben den Ereignissen vorgegriffen, um den Anlaß und den Zweck dieses unerquicklichen Erbschaftsstreites festzustellen. Erst wenn man das Ziel kennt, kann man die Haltung Karl Heines und die Erfolglosigkeit aller gutgemeinten Vermittlungsversuche begreifen. Der Kampf um Heines Memoiren setzte unmittelbar nach

dem Tode Salomons ein. Er führte leider zu einem vollen Sieg der „Sippen und der Magen“. Aus Furcht vor ihnen hat erst der Dichter, solange er lebte, Blatt für Blatt seiner Handschrift vernichtet, und der Rest wurde nach seinem Tode offenbar von dem getreuen Bruder May beseitigt. Es ist nicht anzunehmen, daß von den Memoiren des Dichters jemals mehr zutage kommt als das dürftige, nachträglich geschriebene Fragment, das 1884 aus dem Nachlaß publiziert wurde. Das Geld hat den Genius besiegt und vielleicht sein größtes Werk vernichtet.

Die viertausendachtshundert Franken, die der Dinkel ihm lebenslänglich ausgesetzt hatte, und die Pension der französischen Regierung bildeten die beiden festen Posten in Heines Einnahmen. Sie deckten in gesunden Tagen ungefähr zwei Drittel seines Jahresbedarfs, für den Rest war er auf unsichere Eingänge angewiesen, teils auf seine Honorare, teils auf mehr oder minder glückliche Börsenspekulationen, bei denen ihm Lassalles Schwager, der nachmalige Ritter von Friedland, ein Berater von zweifelhafter Ehrlichkeit und noch zweifelhafterem Nutzen war. Der Fortfall der Hamburger Rente traf ihn daher sehr schwer, und nicht nur ihn persönlich, sondern auch seine Witwe, der die Hälfte der Summe für den Fall seines Todes zugesichert war. Der Dichter war aufs äußerste empört, und seine Wut wurde durch Mathilde geschürt. Sein „Hausbesuch“ spie Gift und Galle. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich die Schimpfreden auszumalen, mit denen das ehemalige Ladenmädchen gegen die reichen Verwandten loszog, die ihr schon in Hamburg mißfallen hatten. Sie verstand keinen Spaß, wenn ihre Interessen in Frage kamen, und so leichtfertig sie das Geld hinauswarf, das ihr Mann schwer verdiente, so sehr wußte sie es zu schätzen. Ihr Gatte selbst empfand nicht nur den materiellen Verlust, sondern er war tief in seinem Rechts- und Familiengefühl gekränkt. Er glaubte, einen unbestreitbaren Anspruch auf seine Pension zu besitzen, und betrachtete Karl Heine sowie den ihm verbündeten Schwager Halle als Strauchdiebe, die ihm sein gutes Eigentum stahlen, als Buschflepper, die ihn hinterrücks überfielen und den Dolch in den Leib stießen. Den

Dunkel selbst bezeichnete er als seinen „bösen Dämon“ und seinen „Mörder“, er kam sich wie Siegfried vor, der feige von den „Magen und den Sippen“ ermordet wurde.

Von seinem Standpunkt aus nicht mit Unrecht. Der Frevel innerhalb der Familie erschien ihm wie etwas Ungeheuerliches, kaum Fassbares. Er war in der Ghettotradition aufgewachsen und sah in der Familie ein unzerreißbares Band, das Urverhältnis, das nie gelöst werden konnte. Er und seine Verwandten zankten sich beständig, aber sie liebten sich trotzdem, denn sie stammen von demselben Elternvater. „Man muß seinen Bruder lieben“, schreibt Heine selbst in einem Brief, in dem er sonst nur Dinge vorbringt, die zu dem entgegengesetzten Schluß führen müßten. Diese Leute beschimpften sich, aber ohne sich zu beleidigen, denn unter Blutsverwandten gibt es keine Beleidigung. Sie können nicht miteinander leben, aber der Gedanke, auseinanderzugehen, kommt ihnen nie. Sie gehören eben zusammen. Diese überlebte Auffassung der Familie ist die Quelle der endlosen Mißverständnisse und Streitigkeiten zwischen Heine und seinen Angehörigen, ja sogar der Grund des Erbschaftsstreites. Weder er noch der Dunkel hatten je daran gedacht, die Pension urkundlich festzulegen, denn das Vertrauen unter Blutsverwandten ist stärker als jedes Stück Papier. Darum erschien dem Dichter die Handlungsweise des Dunkels, der ihn in seinem Testamente übergangen hatte, sowie die des Betters, der ihm das Seinige verweigerte, als der schändeste Vertrauensbruch. Er wollte nicht nur sein Geld, sondern er wollte Recht und er wollte Rache. Aus dieser Stimmung dichtete er:

Ich bin ein Christ — wie es im Kirchenbuche
bescheinigt steht — deshalb, bevor ich sterbe,
will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
daß euch der Herr verdamme und verderbe! (II, 105.)

Drei Wege standen ihm offen: entweder konnte er seine Ansprüche gerichtlich geltend machen, oder sie gültlich durch Vermittlung ge-

meinsamer Bekannter bei seinem „jungen Fatum“, wie er Karl Heine nannte, durchsetzen, oder endlich, er konnte durch die Öffentlichkeit einen Druck auf den Millionär ausüben. Der erste Weg war nicht aussichtslos, aber auch nicht sicher. Einen schriftlichen Vertrag besaß der Dichter nicht, überhaupt keine geschriebene Zusage seines Onkels, von den mündlichen Zusicherungen war es aber sehr zweifelhaft, ob sie nach dem später errichteten Testament noch Bedeutung besaßen. Sein wichtigster Zeuge war der Komponist Meyerbeer, aber auch er konnte nur eine mündliche Äußerung Salomon Heines bekunden, daß er seinen Neffen für dessen alte Tage, also lebenslänglich bedacht habe oder bedenken wollte. Die bedeutenden Advokaten Arago und Cremieux, das spätere Mitglied der Regierung vom 4. September 1870, konnten ihm nur sagen, daß er den Prozeß mit „gutem Winde“ führen werde. Aber Heine hatte kein Vertrauen zu der Unparteilichkeit der Hamburger Gerichte und betrachtete die öffentliche Klage überhaupt nur als eine unglückliche „Extremität“.

Er selbst war für ein möglichst energisches Vorgehen, nachdem eine Besprechung zwischen seinem Mandatar Campe und dem Präsidenten des Handelsgerichts Halle, dem Schwager Karls, ohne Ergebnis verlaufen war. Er kannte seinen Vetter und schrieb über ihn an Campe: „Der ist ebenso starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegenteil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Hösling schmeichelte; Karl Heinen ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Zigarren und Ruhe. Wenn ich die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müßte er bald nachgeben. Seine Zigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Prozeß, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Inzidenzpunkt einen

Eid schwören lassen *more majorum* — nein, das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den Prozeß verloren habe.“ Heine wollte den Better sofort durch die „Presse ängstigen“ und ihm die Daumenschrauben der Öffentlichkeit anlegen.

Seine sämtlichen Freunde dagegen rieten zur Mäßigung und Verständigung. Der Dichter gab ihnen nach und nahm nochmals durch Campe die Vermittlung des Dr. Halle in Anspruch, den er noch für den besten, zum mindesten den klügsten von der ganzen Gesellschaft hielt. Karl Heine blieb unnachgiebig und lehnte alle Verständigungsversuche hartnäckig ab. Campe, Barnhagen, Fürst Bücker, selbst der Pariser Rothschild, dessen Autorität der kleinere Millionär in Hamburg vielleicht am ehesten anerkannte, setzten sich vergeblich für den Dichter ein; der Gegner blieb dabei, daß er bittere Klage gegen H. Heine zu führen und briefliche Beweise in den Händen habe, die ihn nötigten, in seiner Handlungsweise zu beharren. Heine selbst war bereit, einen ehrenwörtlichen Revers auszustellen, daß er niemals eine Zeile gegen ein Mitglied seiner Familie schreiben werde, er beabsichtigte sogar zu Beginn des Jahres 1846 nach Hamburg zu reisen, um durch eine Aussprache die häßliche Angelegenheit aus der Welt zu schaffen. Er wandte sich deshalb an Rothschild und an den ihm stets wohl gesinnten Alexander von Humboldt, um durch ihren Einfluß die Zusicherung der preußischen Regierung zu erhalten, daß sie seiner Reise keine Schwierigkeiten bereiten werde. Zugleich wollte er seinen ehemaligen Bonner Kommilitonen, den berühmten Chirurgen Dieffenbach in Berlin, konsultieren. Obgleich Humboldt in diplomatischer Weise diesen Grund allein geltend machte und der König selbst die Bitte gern gewährt hätte, lehnte der Minister von Bodelschwingh das Gesuch ab. Da Heine unter Anklage wegen Majestätsbeleidigung und Aufreizung zur Unzufriedenheit stand, wäre es selbst bei gutem Willen schwer gewesen, „die alte Registratur mit einer Rubrik für exzeptionelle Zeitgenossen zu bereichern“, wie er verlangte. Humboldt bat ihn dringend, „den preußischen Boden nicht zu berühren“. Die Reise nach Hamburg mußte unterbleiben, da die Gesundheit

des Dichters den Anstrengungen der Seefahrt nicht mehr gewachsen war. Sie hätte wohl auch keinen Zweck gehabt, denn je entgegenkommender der Dichter sich zeigte, „desto paßiger, arroganter und beleidigender“ wurde der Vetter. Er mußte aus der Weichheit des Gegners schließen, daß dieser zur Kapitulation bereit und daß er seinem Ziel nahe sei.

So blieb nur der Kampf in der Öffentlichkeit, den der Dichter bisher nur als Vorpostengefecht geführt hatte. Er bedauerte seine bisherige Nachgiebigkeit und machte sich selbst Vorwürfe, daß er sich auf den Rat der guten Freunde auf eine „stennende Schindmähre“ gesetzt habe. Jetzt sollten die „Kotwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle“ kommen. „Die Leute“, meinte er, „sind an dergleichen nicht gewöhnt, während ich ganze Mistfaren vertragen kann, ja diese wie auf Blumenbeeten nur mein Gedeihen zeitigen.“ Der Kampf zwischen dem „Genius und dem Geldsack“ sollte in die Öffentlichkeit gezerrt werden. In der Presse sollten bald hier bald dort einzelne Artikel erscheinen, die den Stand der Angelegenheit und das Verhältnis des Dichters zu seiner Familie behandelten. Sie sollten aber diskret gehalten sein, so daß sie mehr andeuteten als aussprachen, das Schlimmste erraten ließen, aber doch nichts Bestimmtes sagten. Heine war nicht so plump, seine Verwandten öffentlich zu beschimpfen, im Gegenteil, er brachte von Hamburg datierte und scheinbar dort geschriebene Schimpfartikel gegen sich selber in die Zeitung, die von den Lesern auf die Rechnung der böswilligen Familie gesetzt und von seinen Anhängern nach den vorher gegebenen Weisungen des Dichters widerlegt wurden. Laube, Detmold, Schücking leisteten ihm dabei gute Dienste, während Barnhagen eine derartige Waffenhilfe ablehnte. Der rühmrigste unter seinen Freunden war aber der junge Lassalle. Hier bot sich ihm eine Aufgabe ganz nach seinem Geschmack. Er konnte als Verteidiger der verfolgten Unschuld auftreten, als Schützer des beleidigten Genius in einer Sache, die nicht nur in Deutschland, sondern weit über dessen Grenzen interessierte, und im Kampfe gegen Leute, die, weil sie reich waren, von der Sentimentalität der

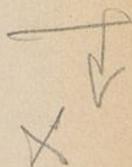
Öffentlichkeit auch schon gerichtet waren. Seine Eitelkeit feierte Triumphe. Er führte den Kampf, dessen Seele er allmählich wurde, mit derselben Energie wie später den Prozeß der Gräfin Hatzfeld, aber auch mit einer Frechheit, die Heines höchste Bewunderung erregte. „In Vergleichung mit Ihnen“, so schrieb er seinem „teuersten Waffenbruder“, „bin ich doch nur eine bescheidene Fliege.“

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich der Dichter trotz aller „Mistkarren von Dreck“ in diesem Kampfe ganz wohl fühlte. Er befand sich auf seinem „eigenen Felde“ und trotz der schweren Leiden, die ihn bedrückten, war er unermüdblich im Aushecken von neuen Plänen, Listen und Weisungen an seine Getreuen in Deutschland. Er genoß seine Rache, gegen die der Millionär sich nur plump zu wehren verstand. Seine war rachsüchtig. „Wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will“, sagte er einst, „läßt er mich die Freude erleben, daß an den Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor dem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt haben.“ Die Rachsucht trieb ihn beinahe über die Grenzen, die er selbst dem Kampfe gesteckt hatte. Er verfaßte ein „entsetzliches Memoire“, das, wenn es erschien, jede Versöhnung unmöglich machte. Er schrieb darüber an Campe: „Meine Pension achte ich für verloren, und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, daß ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich alles getan, was ein Mensch tun darf aus Liebe, ja mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität.“ Bei besserer Überlegung zog es der Genius vor, das Werk zu unterlassen. Die heroische Anwendung verslog schnell, weder war Mathilde geneigt, ins Kloster zu gehen, noch ihr Gatte bereit, zu verzichten, solange ihm eine Aussicht auf Erfolg und Leben blieb. Er unterließ jeden Schritt, der einen völligen Bruch

mit Karl Heine nach sich zog, ja er dämpfte sogar mehrfach den jugendlichen Übereifer Lassalles. Eine Wiederannäherung sollte nicht unmöglich gemacht werden. Der Kampf schleppte sich unentschieden hin.

Die geplante Reise nach Hamburg sollte in der Hauptsache zwar der Regelung des Familienzwistes dienen, aber die in Aussicht genommene Konsultation Dieffenbachs war leider mehr als ein Vorwand. Den Aufregungen dieser Kämpfe und der nagenden Bitterkeit der Kränkung war die Gesundheit des Dichters nicht mehr gewachsen. An Kopfschmerzen hatte er seit seiner Jugend gelitten, einzelne Lähmungserscheinungen zeigten sich seit Mitte der dreißiger Jahre, waren aber immer wieder behoben worden; jetzt unmittelbar nach den enttäuschenden Nachrichten aus Hamburg im Januar 1845 trat schlagartig eine mehr als lokale Lähmung ein, die nicht nur beide Augen, sondern auch den Oberkörper ergriff. Der Dichter war zeitweilig außerstande zu lesen und zu schreiben. Als eine „Paralyse, die leider zunimmt“, bezeichnete er seine Krankheit. Er blickte sehr trostlos in die Zukunft, und diese seelische Verzagtheit, wohl mehr als das körperliche Gebrechen selber, verhinderte ihn, einen entlegenen Badeort aufzusuchen, den die Ärzte ihm empfahlen. Er hatte nicht den Mut zu einer weiteren Reise, sondern siedelte mit Mathilde im Juni nach Montmorency über, um hier fern von der Stadt auf dem Lande Erholung zu finden. Die Wirkung war über Erwarten günstig. Schon am 21. Juli konnte er Campe über seinen Gesundheitszustand melden: „Er ist keineswegs so trostloser Art, wie man in Deutschland glaubt, nach den Briefen zu urteilen, die ich empfangen. Zu dem Augenübel hat sich zwar auch eine Lähmung des Oberleibes gesellt, die aber hoffentlich schwindet. . . Ich habe ganz meine Geistesheiterkeit bewahrt, denke viel und erlaubt es später mein physischer Zustand, so werde ich mich noch dieses Jahr auf den literarischen Gebärstuhl setzen.“

Heine in seinem unzerstörbaren Lebenshunger griff die leichteste Besserung, ja nur den Anschein einer Besserung begierig auf und knüpfte die größten Hoffnungen daran. Er erlebte viele Enttäuschungen. Die Fortschritte vollzogen sich nicht in dem erwarteten Maße, die optimistische



Stimmung hielt nicht an, sondern schlug oft in Verdüsterung und Verzweiflung um. Immerhin war seine Gesundheit damals noch so gut, daß er zu Beginn des Jahres 1846 ernsthaft an die lange, beschwerliche winterliche Post- und Bahnfahrt nach Hamburg denken konnte. Er hatte keine Schmerzen, sondern nur Lähmungen, Genuß- und Lebenshindernisse. Sie müssen noch sehr erträglich gewesen sein, denn in demselben Brief, in dem er Lassalle diese Nachricht verkündet, berichtet er ihm über verschiedene Damen, von denen man nur den Vornamen weiß, von seinen Börsenoperationen und von dem Faustballett, das er damals geschrieben hatte. Auch in einem Brief von Mitte Februar meint er, daß er die Krankheit in dieser Phase mit Resignation ertragen könnte, aber unmittelbar darauf trat ein Umschwung ein. Am 16. Februar meldet er Barnhagen: „Ich bin sehr krank und kann gar nicht sehen“, und am 27. heißt es in einem Brief an Lassalle: „Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen. Auch der Gaumen und ein Teil der Zunge sind affiziert und alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde.“

Da die „kaiserlich russischen Bäder von der strengsten Observanz“ keine Vinderung brachten, suchte der Dichter auf Anraten seiner Ärzte im Juni das Pyrenäenbad Barèges auf. Es war eine qualvolle Reise. In Bagnères de Bigorre versagten seine Kräfte und er mußte vierzehn Tage dort liegen bleiben, ehe er sich auf einem Tragstuhl nach seinem Ziel schleppen lassen konnte. Man rechnete allgemein mit seinem baldigen Ableben, und in Deutschland verbreitete sich das Gerücht, daß er in einem Schweizer Badeort verstorben sei. Die „Allgemeine Zeitung“ brachte die Todesnachricht unter dem 31. Juli. Sie stimmte Heine „nicht ergötzlich“. Die Bäder verschafften ihm nur vorübergehende Erleichterung, die Krankheit griff um sich, und besonders die Kauwerkzeuge waren so gelähmt, daß er nur unter Schwierigkeiten essen und sprechen konnte. Unter diesen Umständen war die „Freude“, den eignen Nekrolog zu lesen, sehr gering, wenn er auch Laube dringend um Übersendung des Artikels bat. Heine war überzeugt, daß er nicht mehr zu retten

sei, jedoch rechnete er damit, daß er sich „noch ein, höchstens zwei Jahre in einer trübseligen Agonie hinfristen“ werde. Trost gewährte ihm das „holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben“. Der Tod, so schrieb er an Campe, „ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.“ Den Freund Laube aber, der ihm seinen Besuch in Aussicht stellte, mahnte er sich zu beeilen, wenn er mit ihm noch „über Unsterblichkeit, Literatenvereine, Vaterland und Campe und ähnliche höchste Fragen der Menschheit“ reden wolle.

In Paris machte er sein Testament am 27. September 1846. Es beginnt mit den einleitenden Worten: „Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als alle andere Menschen begünstigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geistesgaben weder an Verstand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engste befreundet mit den Reichsten und Mächtigsten dieser Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Gold und Ämter zu erlangen: so sterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es so gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge. Meine Hinterlassenschaft ist daher sehr geringfügig, und ich sehe mit Betrübniß, daß ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich sie unsäglich liebte, auch unsäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfnissen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zustand zurücklasse.“ Mathilde wird als Universalerin eingesetzt, der Arzt Dr. Sichel und der Historiker Mignet zur Testamentsvollstreckung berufen. Dann bittet der Dichter Karl Heine, seiner Witwe die Pension in Erinnerung an die einstige Freundschaft weiterzuzahlen. Detmold und Laube sollen den geistigen Nachlaß übernehmen und die Herausgabe seiner Werke besorgen, für die der Dichter die Disposition in neunzehn Bänden einige Wochen später an Campe sandte. Am Schluß des Schriftstücks wendet er sich an seine Angehörigen. „Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so viel für mich getan, so wie auch meinen teuern Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt,

sage ich ein letztes Lebewohl. Leb wohl auch du, deutsche Heimat, Land der Kämpfe und der Schmerzen; werde hell und glücklich! Lebt wohl, ihr geistreichen guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke euch für eure heitere Gastfreundschaft.“ Es sollte noch ein Jahrzehnt dauern, ehe dem Kranken die Stunde der Erlösung schlug.

Die falsche Todesnachricht machte offenbar Eindruck auf Karl Heine. Nicht daß er Rührung oder gar Reue empfand, im Gegenteil, erst kürzlich hatte ein Mitglied seiner Familie den frommen Wunsch geäußert, sie wollten den Dichter quälen, bis er krepire. Aber der Millionär sah den Fehler in seiner Rechnung. Wie leicht konnte der Tod seinen Plan durchkreuzen und gerade das herbeiführen, was er mit allen Mitteln verhindern wollte, daß die Memoiren in fremde Hände fielen. So lenkte er ein und schrieb dem gequälten Better einen überaus herzlichen Brief, in dem er dessen Leiden bedauerte, die Auszahlung der Pension zusagte und bei seinem baldigen Besuch in Paris eine endgültige Schlichtung des Streites und liebevolle Versöhnung verhiess. Heine ging bereitwillig darauf ein, der kranke Mann konnte kaum anders handeln, aber auch als Gesunder hätte er nicht anders gehandelt. Er war nicht der Charakter, der dem Millionär sein Geld verächtlich vor die Füße warf. Es war selbstverständlich, daß man sich in der Familie vertrug, nachdem man sich gezankt hatte. Weder der Streit noch die Versöhnung waren bei diesen Leuten etwas Außergewöhnliches. Am 25. Februar 1847 fand die Aussprache der beiden Bettern statt, des gesunden mit den Millionen und des kranken, der froh war, einige tausend Franken zu erhalten. Karl verpflichtete sich, dem Dichter die Pension von 4800 Franken und seiner Witwe die Hälfte des Betrags bis zu ihrem Lebensende zu zahlen, bedang sich aber dafür aus, daß weder bei Heines Lebzeiten noch aus dessen Nachlaß ein Schriftstück veröffentlicht würde, das eine Kränkung der Heineschen oder der Fouldschen Familie enthielt. Er begnügte sich mit dem, was ihm der Dichter schon vor zwei Jahren angeboten hatte. Mehr war zurzeit nicht zu erreichen,

und so ließ er dem Better den scheinbaren Triumph, daß er gesiegt habe. Dieser war nicht in der Stimmung, ihn zu genießen. Die Zeilen, die er am Tag nach der Veröhnung als Zusatz zu seinem Testament verfaßte, zeugen nicht vom Stolge eines Siegers.

„Seitdem ich dieses Testament schrieb, hat eine Ausöhnung zwischen mir und meinem Better Karl Heine stattgefunden, und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, sind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn gestern in dieser Beziehung sprach, beschämte er mich fast durch den Vorwurf, wie ich nur im mindesten daran zweifeln konnte, daß er nicht für meine Witwe hinlänglich sorgen würde, und mit der liebevollsten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Pension lebenslänglich auszuzahlen; — ja er verriet hier wieder sein ganzes edles Gemüt, seine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande seines feierlichen Versprechens die Hand reichte, drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert, und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küßte, wenn er mir eine Güte erwies! Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank und wundere mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelklichen Herrlichkeiten meines Bewußtseins. — Paris, den sechszwanzigsten Februar achtzehnhundertsiebenundvierzig.“ Die Hand, die man nicht abhauen kann, soll man küssen, pflegte der Dichter in besseren Tagen zu sagen. Bei guter Gesundheit hätte er die Familienfehde mit seiner unverwüßlichen Lebenslust unter den Zerstreuungen des Tages schnell überwunden, bei dem Kranken, dem im innersten Mark gebrochenen Mann blieb eine starke Erbitterung über das Unrecht und das Ungemach zurück, das ihm die nächsten Verwandten zugefügt hatten. „Das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin“, klagte er Campe.

Man wird die Frage aufwerfen dürfen, ob sich diese Beschwerde nur auf die Sippe Salomon Heines bezieht, oder auch auf seine eignen

Geschwister. Keines von ihnen hat sich während des Streites zugunsten des geschädigten Bruders ausgesprochen. Er hat nie darüber geklagt, er erwartete von ihnen kaum etwas Besseres, aber es mag ihn doch gekränkt haben, daß Max und Gustav in dem Kampfe gegen den Geldsack eine sehr vorsichtige neutrale Haltung einnahmen und daß selbst die geliebte Schwester Charlotte schwieg und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu seinen Feinden nicht abbrach. Heine konnte seines Erfolges, wenn es überhaupt ein solcher war, nicht froh werden. Die Drohung Karls, daß weder er noch Mathilde einen Pfennig zu gewärtigen habe, wenn selbst ohne ihr Zutun, ja selbst gegen ihren Willen irgendeine der Familie feindliche Schrift erscheinen sollte, hing über seinem Haupt und machte ihm viel Sorge. In dieser Angst durchmusterte er seine Papiere und ein Blatt der Memoiren nach dem andern wurde ein Opfer seiner Selbstkritik, so daß die Handschrift bei seinem Tode schon um die Hälfte zusammengeschrumpft war.

Über die Krankheit des Dichters ist viel geschrieben worden. Nach Ansicht seiner Ärzte war es eine Rückenmarkerweichung, die nach dem Urteil der heutigen Wissenschaft nur auf luetischer Basis vorkommen kann. Ob damit das letzte Wort gesprochen ist oder ob eine spätere Zeit wieder anders denken wird, kann dahingestellt bleiben. Heine wird in unsern Augen nicht schlechter, wenn er eine derartige Infektion sich zugezogen haben sollte, nicht besser, wenn er frei davon war. Nur Frömmler und Heuchler können in einer geschlechtlichen Erkrankung eine Strafe des gerechten Gottes erblicken, Shakespeares milde Weisheit lautet anders:

× Wenn der des Lasters Dickicht heil durchquert,
wird jener durch den ersten Feh! entehrt.

Die Freunde Heines bemühen sich vergebens, wenn sie die Ehre und die Moral ihres Dichters dadurch zu retten glauben, daß sie an dem Charakter seiner Krankheit herumdeuteln. Neuerdings sind aber, besonders von Dr. Siegfried Rahmer sehr begründete wissenschaftliche Zweifel vorgebracht worden, daß er überhaupt an Tabes gelitten habe. Der Laie muß sich eines eignen Urteils enthalten,

er wird sich die Schwierigkeiten vor Augen halten, die einer objektiven Untersuchung Jahrzehnte nach dem Tode des Patienten im Wege stehen, aber er wird trotzdem den Gründen der Fachmänner ihre Berechtigung nicht versagen. Man muß danach annehmen, daß Heine das unglückliche Opfer einer ererbten Krankheit war. Es kommt wenig darauf an. Nicht Name und Charakter des Leidens sind die Hauptsache, sondern die entsetzlichen Qualen, die der Dichter erduldet.

Das Jahr 1848 fand ihn als einen todkranken, gebrochenen Menschen. Er war zum Skelett abgemagert, schleppte sich mühsam an einem Stock durch die Straßen von Paris, das eine Auge war ganz geschlossen, das andre hielt er mit Mühe offen. „Ein dürrer, einäugiger Hannibal“, spottete er selber. Es war ein böses Jahr für ihn. Die Bank, in deren Aktien er sein kleines Kapital angelegt hatte, verkrachte, und die französische Pension hörte mit dem Sturze Louis Philipps auf. Die „Revue retrospective“ verkündete der Welt, daß der deutsche Dichter seit Jahren eine französische Rente bezog. Die heimischen Blätter griffen die Nachricht mit Eifer und Schadenfreude auf; die „Allgemeine Zeitung“ verteidigte ihren ehemaligen Korrespondenten schlecht, indem sie meinte, er habe das Geld nicht empfangen für das, was er geschrieben, sondern für das, was er nicht geschrieben. Der Dichter selbst erließ eine Erklärung. Aber vergebens bestritt er, daß diese Unterstützung die Freiheit seiner Kritik je gehemmt habe, vergebens wies er auf die zahlreiche und recht ehrenwerte Gesellschaft hin, in der er sich als Rentenempfänger der französischen Regierung befand; der Makel selbst war nicht abzuwaschen. In den Augen der Gegner blieb es eine Bestechung, in denen der Freunde eine zweideutige Handlung.

Die Februarrevolution machte einen niederschmetternden Eindruck auf Heine. Er wäre beinahe selbst in den Trubel eines Barrikadenbaues hineingezogen worden. Der Klang der Marseillaise, der Ruf nach Freiheit und Gleichheit wirkte zwar auf ihn wie eine Jugenderinnerung und erweckte für einen Augenblick in der Seele des Kranken einen Rest der alten Begeisterung. Seit 1843 hatte er keine politische Prosa mehr geschrieben, jetzt griff er wieder zur Feder, um der „Allgemeinen

Zeitung" die neuesten Ereignisse zu berichten (VII, 377), aber bald ließ die müde Hand sie wieder sinken. Die Welt kam ihm zu blöde vor. Er bedauerte Louis Philippe, den „einzigen möglichen König der Franzosen“, er spottete über das „glorreiche Gesindel“ der Republikaner und war froh, als der dritte Napoleon, dieser „wackere Mensch“, die Ordnung wiederherstellte und „größeren Unheil entgegenwirkte“. Der Ausbruch der Revolution in Wien und Berlin kam ihm wie das Märchen eines „übelgesinnten Tollhänslers“ vor. Er verfolgte die Nachrichten aus der Heimat zwar mit großem Interesse, aber er besaß keinen Glauben mehr an die Revolution, keinen Glauben an Deutschlands Zukunft, überhaupt keinen Glauben mehr. Er war froh, daß er diesem „politischen Bacchanal“ weit entrückt war und bedauerte höchstens, daß die revolutionäre Bewegung einen nationalistischen und antifranzösischen Charakter trug, der seine Lieblingsidee, die Versöhnung der beiden großen Kulturvölker, mehr denn je zu einer Utopie machte. Doch das war nur ein unsinniger Zug mehr in dem sinnlosen Weltbilde. „Über die Zeitereignisse sage ich nichts,“ schrieb er im Juli an Campe, „das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn.“ Als die Liberalen sich in ihrer ganzen wortreichen Unfähigkeit offenbarten und die Ereignisse die von ihm vorausgesehene ungünstige Wendung nahmen, da dichtete er mit hämischer Schadenfreude seine Zeitgedichte wie „Simplizissimus I“, der „Er-Lebendige“, Erinnerung aus „Krähwinkels Schreckenstagen“, „Robes I“, „Hans ohne Land“ u. a. m. Sie sind sehr witzig, aber auch sehr deprimierend. Dieser Spott will nicht bessern, nicht das Schlechte durch etwas Wertvolleres ersetzen, sondern der Grundton dieser Gedichte ist das Behagen einer müden Seele, die an keiner Veränderung mehr Freude hat, die Befriedigung, daß es nichts auf der Welt gibt, das einer Aufregung wert wäre. Dagegen fand Heine die preußische oktroyierte Verfassung, wie er an Wignet schrieb, vorzüglich; sie war geeignet, unter Vernichtung mancher liberaler Errungenschaft Ruhe und Ordnung zu schaffen.

Weißner verkennet den Charakter Heines völlig, wenn er ihn

als einen „Gott des Zerfalls“ und der Zerstörung schildert. Gewiß machte ihm der Zusammenbruch Freude, aber nicht weil er einem dämonischen Vernichtungswillen in seiner Brust entsprach, sondern weil der kranke Mann nichts Großes in der Welt sehen und anerkennen wollte. Herb mag sein Lächeln gewesen sein, denn es konstatierte die absolute Nichtigkeit einer Welt, und wer sich zu ihr durchgerungen hat, der glaubt nicht mehr, daß die Menschen durch eine Republik oder durch eine Monarchie beglückt werden können. Der ist gegen solche Dinge gleichgültig geworden und dem bleibt nur, wie es sich Heine vor dreißig Jahren prophezeit hatte, das „schöne gelle Lachen“, vorausgesetzt, daß die Schmerzen das Lachen aufkommen lassen.

Im Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang. Meißner berichtet darüber in seinen „Erinnerungen“: „Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse der Boulevards herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre. Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Palastes und befand sich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen. Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, vor der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekanntes Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Tränen über seine Wangen.“ Es kann als ziemlich sicher gelten, daß der letzte Ausgang des Dichters sich nicht in dieser Weise vollzog, ja daß er dabei überhaupt kein Museum betrat. Die Darstellung ist eine Dichtung Heines, aber wie jede Dichtung enthält sie eine größere Wahrheit als die Wirklichkeit, sie schildert, wie sein Abschied von der Welt sein mußte, nicht wie er war. Seit jener Zeit ist der Dichter nicht mehr aus dem Zimmer gekommen, außer bei den verschiedenen

Umzügen, wo er wie ein Toter von einer Wohnung in die andre transportiert wurde. Die kargen Mittel erlaubten keine Ausfahrten, die umständliche und kostspielige Vorbereitungen erfordert hätten, sie erlaubten auch keinen Aufenthalt in einem milderen südlichen Klima, das dem Dichter zwar keine Heilung, aber doch Erleichterung hätte gewähren können. Auch an eine Übersiedlung nach Hamburg hat er in den ersten Jahren seiner Krankheit gedacht. Es wäre schön gewesen, wenn die Mutter an seinem Bett gesessen und die Hand auf seine gequälte Stirn gelegt hätte. Aber auch die Ausführung dieses Planes stand im krasssten Mißverhältnis zu den vorhandenen Mitteln. Die damaligen Eisenbahnen besaßen keine Liegeeinrichtungen, man hätte für den Kranken einen besonderen Wagen bauen müssen. Der Dichter mußte in dem selbstgewählten Exil sein Schicksal vollenden.

Sein Leiden machte reißende Fortschritte und war weder durch einen kurzen Aufenthalt in Montmorency, noch durch einen mehrmonatlichen in Passy, noch durch eine Kur in einem Krankenhaus aufzuhalten. Die Lähmung dehnte sich zunächst auf die Beine und Füße aus. Sie starben völlig ab und hingen bewegungslos wie zwei Lappen aus Baumwolle von dem Oberkörper herab. Der Dichter mußte getragen werden wie ein kleines Kind. Auch die Muskeln des Magens und des Unterleibes wurden durch die Paralyse beeinträchtigt. Die Verdauung stockte und vollzog sich nur schwierig unter den schmerzhaftesten Blähungen und Koliken. Das Rückenmark zog sich häufig unter den grausigsten Krämpfen wie eine Spiralfeder zusammen, so daß der Patient aufgerichtet werden mußte, weil er nicht liegen konnte. Er wurde auf einen Sessel geschleppt, wo er sich wieder nicht zu halten vermochte. Auf einem gewöhnlichen Lager konnte er nicht liegen. Der Druck war zu hart für den empfindsamen Rücken. So baute er sich mit einer Fülle von Rissen die berüchtigte Matrazengruft, in der er acht Jahre, ein täglich Sterbender, ausharrte. Das eine Auge klappte völlig zu, das andre bekam nur einen dürstigen Lichteindruck, wenn der Dichter das Lid mit der einen Hand in die Höhe schob. Nur das

Gehirn blieb unberührt, aber die Gesundheit des Geistes steigerte nur die Entsetzlichkeit der körperlichen Tragödie, die der Patient als völlig klarer Beobachter des eignen Leidens und Verfalles an sich erleben mußte. Das Übermaß der Schmerzen zwang zu sehr starkem Gebrauch des Opiums und zu schneller Steigerung der täglichen Dosen. Es gab Stunden, wo die Sinne des Patienten durch das Betäubungsmittel völlig benommen waren, aber es gelang ihm stets und anscheinend ohne allzu große Anstrengung, die Herrschaft über seine geistigen Kräfte zu gewinnen. Sein Hirn war dem Opium gewachsen. Die Ärzte standen seiner Krankheit rat- und hilflos gegenüber, aber da sie doch für ihr Geld etwas tun mußten, plagten sie den Leidenden mit sinnlosen Kuren und Heilmitteln, die ihm meist noch nicht einmal die geringste Erleichterung verschafften. Ein ungarischer Charlatan, dem Heine sich in die Hände gab, versprach ihm Genesung, aber seine Wundertinktur raubte nur die letzten Kräfte des Dichters. So schrieb er im August 1848 an seinen Bruder: „Ich weiß nicht, woran ich bin, und keiner meiner Ärzte weiß es. So viel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition erfinden konnte.“

Nach seiner Rückkehr aus Passy bezog er eine Wohnung in der Rue d'Amsterdam, vier Treppen hoch in einem trostlosen Hinterhause. Nur an den Spätnachmittagen des Hochsommers fiel ein müder Sonnenstrahl in die Krankenstube des Dichters. Die Treppen waren so eng, daß es nur unter unsagbaren Mühen und Kosten möglich war, den Dichter hinunterzutragen. Schon aus diesem Grunde mußte er in den sechs Jahren, in denen seine Matragengruft in dieser schrecklichen Armseutebehausung stand, auf jeden Ausgang verzichten. In den langen Jahren sah er, der Dichter des „Buch der Lieder“, keinen grünen Baum, konnte nie zum blauen Himmel emporblicken und vernahm keines Vogels Gesang. Statt dessen peinigte ihn die Sommerhitze von Paris und quälten ihn die Geräusche des großen Miethauses. Auf dem Hofe spielten die Kinder, in der Nebenwohnung hämmerten zwei Damen un-

unterbrochen auf dem Klavier und in seinen eignen engen Räumen kreischte der Papagei und wirbelte Mathilde hin und her. Es war eine qualvolle Leidensstätte — „ein Grab ohne Ruhe“, heißt es 1851 im Nachwort des „Romanzero“, „der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen“.

Gegen Ende des Jahres 1849 trat eine leichte Besserung ein. Der Dichter fand in Dr. Gruby einen verständigen Arzt, der nichts Unmögliches unternahm, sondern nur den Rest des vorhandenen Lebens zu retten versuchte. Es gelang, das eine Auge zu erhalten, die krampfhaften Anfälle wurden seltener, die Lähmung der Kinnbacken hob sich und der Geschmack kehrte wieder. Das Essen wurde ein Genuß für den Kranken, der stets einen guten Tisch und guten Trunk geliebt hatte, und die Köchin wurde zur Hauptperson in seinem Haushalt, wichtiger beinahe als seine Frau und die Mulattin, die ihn pflegte und vom Bett auf den Stuhl, vom Stuhl in das Bett trug. Das Essen und der Nachstuhl, das sind die beiden Pole, um die sich das Leben des Dichters drehte, die „Erlebnisse“, die ganz gewiß nicht zur Erklärung seiner Poesie dienen können. Teilweise der leichten Besserung, teilweise dem Einfluß des neuen Arztes, in der Hauptsache aber seiner eignen unverwüßlichen Lebensfähigkeit ist es zuzuschreiben, daß Heine ein ruhigeres Verhältnis zu seiner Krankheit gewann. „Ich liebe das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft“, schrieb er seinem Bruder, und diese Lebensleidenschaft hielt ihn in der Hölle der Qualen aufrecht. Es sind nicht die Erfolge des Dichters, nicht das Glück, daß er trotz des tiefsten Elendes noch schaffen konnte, das sein kümmerliches Leben von Tag zu Tag hinfristete, sondern es sind die kleinen Genüsse, die selbst die Krankenstube gewährt, das Glas Rotwein zum Frühstück, der gute Braten zum Mittag, der Besuch, der bei ihm vorsprach, die Blumen oder die Süßigkeiten, die man ihm mitbrachte.

Ein Kranker wird schon durch seine Hilflosigkeit zum Kinde. Kindheits-erinnerungen und Bilder aus der Jugend, die der Dichter längst vergessen glaubte, lebten wieder auf, füllten die vielen einsamen Stunden,

vor allem die schlaflosen Nächte und formten sich aufs neue zur Poesie, zum Trost für den Unglücklichen. Die Kunst wurde ihm wieder zum Leben, wie sich ja auch das Dasein des Kindes nicht in der Wirklichkeit, sondern in einer Traumwelt abspielt. Bezeichnend ist, daß der Kranke in besonders schweren Zeiten seine Briefe wieder mit „Harry“ unterschrieb, einem Namen, den er seit seiner Taufe nicht mehr gebraucht hatte. Heine gewann seine Fassung. Er schätzte wieder das Leben und dachte weniger oft an den Selbstmord, an die Erlösung, die ihm die Opiumflasche vorspiegelte, die in Reichweite auf seinem Nachttisch stand. Es geschah nicht, weil er Mathilde nicht allein lassen wollte, wie er sich einredete, sondern weil er noch immer mit tausend Fasern an diesem elenden Leben hing, an diesem Siechtum zwischen Nachtstuhl und Matratzengruft. Der Dichter fand sich in seine Lage, in die Rolle des geistreichen Todfranken (du moribond spirituel), die er mehr als sechs Jahre mit einem erstaunlichen Aufwand von Geist und Energie, aber auch von Eitelkeit gespielt hat.

Seine materiellen Verhältnisse blieben schlecht. Karl Heine unterstützte ihn zwar weit über die vertragliche Verpflichtung hinaus, aber diese Zuschüsse des „jungen Fatum“ wurden ohne Freundlichkeit gegeben, oft in einer Form, die das Selbstgefühl des Dichters verletzte und ihm wohl seine Abhängigkeit zum Bewußtsein bringen sollte. Bei seinen häufigen Besuchen in Paris stieg Karl nur selten die steile Treppe der Rue d'Amsterdam hinauf, der franke Bettler bekam ja sein Geld und war damit abgefunden. Aber diese Zuschüsse reichten für den Verbrauch des Kranken nicht aus, ebenso wenig seine Honorare. Er mußte sich eine Wärterin halten, einen französischen und deutschen Sekretär annehmen, die Ärzte waren kostspielig, die Medikamente teuer, Mathilde verstand nichts von der Wirtschaft und war auch nicht geneigt, sich den Luxus zu versagen, auf den sie als Bourgeoise und Gattin eines berühmten Dichters Anspruch zu haben glaubte. Sie überließ die Wirtschaft ihrer Haushälterin, die Rechnungen ihrem kranken Mann, der schon in gesunden Tagen kaum mehr als sie selber davon verstand. Die

Krankheit verschlang außerordentlich viel. „Es ist schon teuer genug, in Paris zu leben, aber in Paris zu sterben, ist noch unendlich teurer,“ schrieb Heine an Campe. Geld war in dem Haushalt des kranken Poeten nie vorhanden. Einmal blieben ihm nach Bezahlung seiner Miete gerade noch 33 Sous! Er berechnete seine Ausgaben auf 24000, seine festen Einnahmen auf 12000 Franken jährlich. Das Defizit mußte durch Gelegenheitsarbeiten, durch neue Schriften, durch Anleihen und kleine Finanzmanöver gedeckt werden. Bald pumpte er den Bruder Mag, bald Gustav an. Den letzteren nur mit Widerstreben, da er die selbstsüchtigen Absichten bei dessen Darlehen durchschaute. Der vielseitige Mann war unterdessen zum Zeitungsverleger und Offiziosus der Wiener Regierung emporgestiegen, ihm lag daran, den Ruhm und die Feder des kranken Bruders in den Dienst seines Blättchens zu stellen und über ihn eine geistige Vormundschaft auszuüben. Nach den Brüdern wurden die Rothschilds und der Eisenbahngründer Pereire um Unterstützung oder um Überlassung von Aktien angegangen. Daneben schmiedete der Dichter Pläne, um dem Better Karl, „dem knickrigen Bollsack, auf indirekten Wegen einen elenden Zehrpennig abzugewinnen“, oder er pries Campe längst erschienene Aufsätze als höchste Neuigkeiten an, um ein paar Mark mehr aus ihm herauszuschlagen. Er ist trotz der Krankheit ganz der alte Heine geblieben. Leiden verändert nicht, sondern zerstört nur die äußere Gestalt und offenbart gerade dadurch das innerste Wesen eines Menschen. Bei all diesen Manövern zeigt er die gewohnte Liebenswürdigkeit, aber auch eine erstaunliche Energie. Er läßt sich nicht abweisen. Er besteht auf seinen Bitten, bis die reichen Bankiers ihn an ihren Aktienunternehmungen beteiligen. Jede Summe, die eingeht, ist im voraus berechnet und bestimmt, ihm eine Erleichterung zu verschaffen. Für die „Vermischten Schriften“ fordert er 6000 Mark Banko. So viel braucht er, um aus der Hölle der Rue d'Amsterdam in eine Gartenwohnung außerhalb der Stadt überzusiedeln. Er kann keinen Pfennig ablassen, lieber liefert er aus alten und neuen Beständen einen Band mehr. Aber 6000 Mark muß er haben. Zwei Jahre zieht sich der Kampf

hin, dann gibt Campe nach. Die Zähigkeit des Kranken hat über den „merkantilen Geist“ des Gesunden gesiegt und er kann seinen Lieblingsplan ausführen.

Dabei ist er in all seinem Elend nicht unedel. Er verzichtet auf sein bescheidenes mütterliches Erbteil zugunsten der Schwester und veranlaßt die Brüder zu gleichem Verzicht. Er schickt 1000 Franken zurück, die ihm die Mutter überweist. Er könnte sie trefflich gebrauchen, aber er will die geliebte „alte Kaze“ nicht um ihre lumpigen Sparpfennige bringen. Freilich dauert es nur wenige Monate, dann bittet er sie um das Geld, um dieselbe Summe, die er vor kurzem stolz abgelehnt hat. Die Sorgen sind mächtiger als der Edelmut!

Diese Geldsorgen waren eine furchtbare Qual für den Dichter, aber im letzten Ende der größte Segen. Sie zwangen ihn, zu arbeiten. Heine hätte sicher in seinen kranken Tagen gedichtet. Denn die Poesie ist für den Dichter keine Beschäftigung, die er vollziehen oder lassen kann, sondern eine zweite Lebensform. In diesen nur dem Künstler zugänglichen höheren Regionen hätte Heine weitergelebt, aber er hätte sich niemals dem bitteren Muß unterworfen, das Geschaute zu Papier zu bringen, wenn nicht die unbedingte Notwendigkeit ihn dazu gezwungen hätte. Gegen das Maß seiner Leiden konnte kein Heroismus aufkommen, das vermochte nur die Not in ihrer ganzen Grausamkeit und mit ihrem ungeheuren Segensreichtum. Mit Heroismus kann man sich in den offenen Schlund des Todes stürzen, aber er versagt gegenüber dem alltäglich wiederkehrenden Ungemach des Schützengrabenkrieges. Den besteht man nur, weil man muß. In dieser Beurteilung liegt keine Unterschätzung des todkranken Dichters. Es ist etwas Ungeheuerliches, was er geleistet hat. Mit Recht kam es ihm selber unwahrscheinlich, kaum glaubhaft, vor, daß er aus seiner Matrazengruft die Stimme erheben und dichten konnte. Es war ein „Mirakel“, wie er selbst schrieb. Aber man darf es sich nicht so vorstellen, daß er nun jedes seiner Lieder dem armen verendenden Körper abtrotzte, sondern die Seele stieg empor aus der Sphäre des Erlebnisses zu jenen

Höhen, wo es kein Leiden mehr gibt; sie verließ den gequälten Leib, um in das Land der reinen Poesie zu flüchten, in jene Heimat, wo der Dichter, mag er nun krank oder gesund sein, allein seine Behausung hat. Wer dort lebt, ist bei aller Körperqual stets „sehr heiteren Gemütes und die lustigsten Gedanken springen ihm durchs Hirn“. „Meine Phantasie“, konnte der Dichter schreiben, „spielt mir in schlaflosen Nächten die schönsten Komödien und Poffen vor.“ Dadurch wurde seine Seele „ruhig wie ein Spiegel“ und hatte manchmal noch „ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge“. Es mag ihm schwer geworden sein, den Bleistift zuerst wieder in die schwachen Hände zu nehmen, den ungeschickt großen Bogen im Bette zu halten, es mag für ihn ein Kampf gewesen sein, das Opium zu überwinden und sich zur Klarheit der Anschauung durchzuringen, aber wenn er die Verse vor sich hinsummte, dann „kirrten“ sie die Schmerzen. „Ein Poet ist und bleibt ein Narr!“ rief er wohl aus, aber er selbst wußte es besser; er wußte, daß er ein Glücklicher ist, ein Glücklicher, der das Glück besitzt, neben dem irdischen Dasein zwischen Nachtstuhl und Arzneiflaschen ein zweites Leben zu führen, in einem Lande, wo es keine Erlebnisse, sondern nur noch Anschauungen gibt.

Das Schaffen wurde Heine dadurch sehr erschwert, daß er sich nicht an das Diktieren gewöhnen konnte. Er hatte zwar beständig einen deutschen, zeitweilig sogar einen deutschen und französischen Sekretär, unter denen Karl Hillebrand der bedeutendste, Richard Reinhardt der ausdauerndste war, aber er diktierte ihnen nur seine Briefe. Die Werke schrieb er selber, die Gedichte zeichnete er meist in seinen schlaflosen Nächten auf, und dann begann das Ordnen und Ausfeilen. Jeder Ausdruck wurde nachgeprüft, jedes Wort auf die Goldwaage gelegt. Der Sekretär verzweifelte ob der Pedanterie des Kranken, aber dieser ließ nicht nach, er wußte, daß eine falsche Wendung das Schicksal eines Gedichtes, die falsche Gruppierung das Schicksal eines Buches entscheiden konnte. „Der ordnende Geist“, rühmte er sich, „gehört zu meinen Haupteigenschaften.“ Sein feines Ohr für Tonfall und Rhythmus verließ den Dichter

auch auf dem Krankenbette nicht, und wenn trotzdem manches Stück aus jener Zeit nicht die Vollendung der früheren Poesien aufweist, so liegt es an äußeren Umständen. Der Sekretär wurde müde, Campe drängte, der Dichter selbst brauchte Geld und verzichtete auf nochmalige Durcharbeit wie beim „Atta Troll“ oder „Wintermärchen“ in der Überzeugung, daß das Publikum die Unvollkommenheiten doch nicht bemerken werde.

In den schmerzenfreien Stunden, die nicht der Arbeit gewidmet waren, las der Dichter viel, zunächst zahlreiche medizinische Schriften, um sich selber einen Begriff von seiner Krankheit und seinen Aussichten zu verschaffen. Sie mögen ihm wenig Tröstliches und noch weniger Brauchbares gesagt haben. Die Bibel lag stets auf seinem Tisch, er las sie häufig, besonders das Alte Testament. Zu ihrer Ergänzung ließ er sich die neuesten theologischen Werke von Tholuck und anderen vorlesen. Religiöse Probleme beschäftigten ihn in den Jahren der Krankheit in besonderem Maße. Ob es französische oder deutsche Bücher waren, machte ihm keinen Unterschied, aber er bevorzugte die deutsche Lektüre, wie er auch keine französischen Ärzte an seinem Lager haben wollte. Die Zeit der Krankheit bedeutet, ohne daß es dem Dichter zum Bewußtsein kam, eine seelische Annäherung an die alte Heimat, an das Land seiner Kindheit. Aus Kölner und Hamburger Leihbibliotheken bezog er die Bücher, die der Unterhaltung dienten, Reisebeschreibungen, Romane, historische Schriften. Campe sandte ihm die Werke seines Verlages, besonders Behses „Geschichte der deutschen Höfe“ interessierte den Dichter so, daß er geneigt war, den Verfasser für einen großen Historiker zu halten. Befreundete, aber auch unbekannte Autoren schickten ihm ihre Schriften. Die meisten erhielten einen Dank voll Anerkennung, aber außer an den wenigen, die ihm wie Alfred Meißner persönlich nahestanden, nahm Heine an keinem besonderen Anteil, nicht einmal an den zwei bedeutendsten, an Grillparzer und Hebbel, obgleich der erstere ihn einst in Paris besucht hatte, der andere großen Wert auf sein Urteil legte. Dagegen verfolgte er Dickens' Aufkommen mit regem Eifer, dessen Werke er aber

trotz seiner guten Kenntnis des Englischen merkwürdigerweise in der deutschen Übersetzung las. Der Engländer schrieb den realistischen Roman, der Heine vor zwanzig Jahren vorgeschwebt hatte.

Mathilde hatte an dem geistigen Leben ihres Mannes jetzt so wenig Anteil als früher. In der ersten Zeit, als sein Leiden die Wendung zum Schlimmen nahm, ging sie mit Ernst an ihre Pflicht und suchte ihn zu pflegen. Mit einem gewissen Recht konnte er damals sagen, daß zwei Trösterinnen an seinem Bett saßen, die deutsche Muse und seine französische Hausfrau. Jedoch die unruhige Mathilde hatte kein Talent zur Wärterin. Der zweite Platz am Lager des Kranken blieb bald leer. Die Frau nahm ihr nichtiges Leben mit ihren französischen Gevatterinnen wieder auf. Heine liebte sie noch immer leidenschaftlich, aber wenn er sie beständig ermahnte, auszugehen und Theater und Konzerte zu besuchen, so geschah das sicher nicht nur aus Selbstlosigkeit, sondern weil ihre Gegenwart und ihr „heftiges Temperament“ auf seine Nerven nicht immer günstig wirkten. Mathilde mit ihrem faden Geschwätz und ihrem Papagei störte die Ruhe des Krankenzimmers, mochte auch der Anblick der gepuderten hübschen Frau dem Dichter zeitweilig wohlthun und ihm von einem Leben erzählen, das weit, weit hinter ihm lag. Es ist gewiß ein dürftiges Lob, wenn er berichtet, daß Mathilde sich gut aufführe oder daß die „Verbringerin“, wie er sie nannte, weniger Geld als sonst zu Neujahr ausgabe, ein schwerer Vorwurf dagegen, wenn er Campe schreibt: „Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich durch Mathildens Unfähigkeit häuslicher Einrichtung und Geschäftsführung mir Verdrießlichkeiten und ungeheure Geldkosten zugezogen.“ Und der Tadel steht in einem Briefe an den Verleger, das Lob in einem an die Mutter, der er stets nur Gutes berichtet. Mathilde hielt wohl noch die Eifersucht des Kranken wach, aber seit sie ihm ihren Leib nicht mehr bieten konnte, hatte sie ihm nichts mehr zu bieten. In Gegenwart von Besuch freilich umgab sie ihren Henri mit einer lächelnden Geschäftigkeit, sie verstand es, sich den Ruf einer „soeur de charité“ zu verschaffen au lit d'un mourant, un

mourant qui ne mourait pas. Die Gedichte aus dieser Zeit, in denen Heine von seiner Frau spricht, können nicht zu ihren Gunsten geltend gemacht werden. Das „Lamm“ Mathilde, dem er zum Hirten bestellt war, existiert nur in der Poesie. Die poetische Stimmung hat mit dem Erlebnis nichts zu tun.

Heines nächste Angehörigen bewährten sich im Unglück. Die Brüder Gustav und Max besuchten ihn in Paris und halfen auch mit Geld aus, die Schwester versah ihn mit Büchern, und alle drei unterstützten ihn, der Mutter die Größe seines Leidens zu verschleiern. Es war seine schwerste Sorge, daß die alte Frau von seinem Zustand nichts erfahre. Jede Zeitung mit trüben Nachrichten mußte ihr ferngehalten werden, in den für sie bestimmten Exemplaren seiner Werke mußte alles getilgt werden, was auf seine Krankheit Bezug hatte. Er selbst schrieb ihr die lustigsten Briefe aus der Matrazengruft und entschuldigte das Diktat mit dem angegriffenen Zustand seiner Augen. Diese Sorge ist einer der verständlichsten Züge in dem Charakterbild Heinrich Heines. „Daß ein Sohn so krank und elend werden kann, wie ich es bin, das glaubt keine Mutter,“ äußerte er zu Meißner. Das Wort wiegt manche freche Rede auf, die er in gesunden Tagen gesprochen. Die Vetternschaft dagegen verfolgte er seit der Zeit des Erbschaftstreites mit ungeminderter Erbitterung. Karl Heine freilich fürchtete er, und in der Öffentlichkeit sprach er stets mit höchster Anerkennung von der Großmut des Veters, in verschwiegene Privatbriefen aber urteilte er ganz anders über das „junge Fatum“. Die ganze Tiefe seines Hasses offenbarte sich, als er vernahm, daß Dr. Halle verrückt geworden sei. Im Vollgefühl der befriedigten Rache meldete er dem Bruder, daß der einstige Gegner wie ein Hahn krähe, und fügte hinzu: „Wie witzig ist Gott!“ Er dachte nicht daran, daß die Hamburger dasselbe sagen konnten, wenn sie sahen, wie der Dichter des Lebensgenusses vielleicht an den Folgen des Genusses zugrunde ging. Selbst der Besuch der früher geliebten Therese in Paris bereitete ihm keine Freude, obgleich er von einer klingenden Gabe begleitet war. Sie war ja eine Tochter des verhassten Dinkels.

Heines schweres Schicksal erregte keine reine Teilnahme in Deutschland. Er selbst täuschte sich am wenigsten darüber und verglich den Eindruck seines Endes mit dem, den der Tod des großen Schimpansen im zoologischen Garten auf die Tränendrüsen der gerührten Kindermädchen machte. „Solch einen Affen gibt es nicht wieder“, so lautete nach seiner Ansicht in beiden Fällen der Nekrolog. Er erhielt viele teilnehmende Zuschriften, aber auch viele Drohbriefe aus der Heimat. Eine Fülle von Haß hatte sich gegen ihn angesammelt, der durch die Erkrankung mit all ihren graufigen Folgen nicht entwaffnet wurde. Selbst der Sezer der „Vermischten Schriften“ bedeckte die Korrekturbogen mit den unflätigsten Beschimpfungen des Autors; die Redakteure der „Allgemeinen Zeitung“ benutzten eine kurze Abwesenheit ihres Chefs, des dem Dichter befreundeten Kolb, um die hämischsten Angriffe gegen ihn zu drucken, und die „Kölnische Zeitung“ machte sich ein Vergnügen daraus, die witzlosen Verse Benedeys zu bringen, in denen dieser edle Republikaner dem todkranken Dichter Prügel androhte. Ausfälle gegen Heine fanden trotz seiner Popularität ein dankbares Publikum. Der gelähmte Mann in seiner Matrazengruft war mehr eine Sensation als ein Gegenstand des Mitleids. Die Feinde betrachteten seine Krankheit als die gerechte Strafe des Gotteslästerers, als den wohlverdienten Abschluß eines sittenlosen Lebens. Aber gerade die, die am gehässigsten schimpften, waren am meisten auf Sensationsnachrichten über den kranken Dichter erpicht und brachten die aufgebauhtesten Berichte über seine Vermögensverhältnisse und seinen Krankheitszustand in die Presse. Mehr als einmal mußte Heine direkt oder indirekt berichtigende Erklärungen erlassen.

Er hatte sich wenig Freunde in der Heimat erworben, und von den wenigen im Verlaufe der letzten Jahre noch manchen durch Spott oder Mißtrauen zurückgestoßen. Mit Meyerbeer, der ihn früher häufig unterstützt hatte, kam es zum Bruch, und Heine meinte, daß der gutmütige Komponist den Pressefeldzug in Deutschland gegen ihn organisiere. Die Freundschaft mit Vassalle hörte auf, weil der Dichter sich vernünftigerweise nicht in den Prozeß der

Gräfin Hagfeld verwickeln ließ; eine Verstimmung gegen Barnhagen konnte durch den offenen Brief dieses seines ältesten Freundes nicht ganz beseitigt werden, Laube zog sich verärgert von dem Dichter zurück, und wenn dieser auch über die Abgeschmacktheiten Benedeys lachte, so trübten sie doch manche schlaflose Nacht des Kranken. Am schlimmsten aber waren die beständigen Reibungen mit Campe. Mit Recht fühlte der Verleger sich durch das Mißtrauen seines Autors verletzt, aber er vergaß, daß er es mit einem schwerkranken, von Schmerzen gequälten Mann zu tun hatte. Campe schmollte und drei Jahre lang ließ er alle Briefe Heines ohne Antwort. Es war eine ausgesucht grausame Rache des Buchhändlers, da der Dichter keine Nachrichten über das Schicksal seiner Bücher erhielt, von deren Erfolg sein Lebensunterhalt abhing. Jede Verlagsverhandlung führte zu widerwärtigen endlosen Korrespondenzen, in denen weder der Dichter noch der Verleger die beleidigendsten Äußerungen sparte. Campe verleidete Heine die Schriftstellerei und mit Recht erhob er gegen den Geschäftsmann den Vorwurf, daß er manches Buch mehr geschrieben haben würde, wenn er einen andern Verleger gehabt hätte.

Treu zu Heine hielt das geistige Deutschland, die Männer der Literatur und die Dichter. Soweit seine Vertreter nach Paris kamen, vergaßen sie nicht, den kranken Kollegen aufzusuchen. Aber diese Besuche von Grün, Hebbel, Meißner, Stahr, Fanny und August Lewald, des Fürsten Bückler u. a. m., mochten sie selbst monatelang in der französischen Hauptstadt weilen, bildeten nur kurze Unterbrechungen in dem trostlosen Leben des Kranken. In seinen guten Stunden hatte er gern Menschen um sich, er brauchte die äußere Anregung, er brauchte die Galerie, um unter ihrem Beifall seine Rolle des geistreichen Kranken zu Ende zu spielen. Er wußte, daß das gebildete Europa der Zuschauer dieses Schauspiels war und daß die witzigen Worte des Sterbenden die Presse aller Länder durchliefen. In dem Bedürfnis nach Zuhörern empfing er auch manchen, der in seinem Krankenzimmer nur den Stoff zu einem sensationellen Klatschartikel suchte. Besonders eine Sorte

jüdischer Literaten bewies eine starke Neigung, die letzten Mysterien des Heineschen Haushaltes zu erschnüffeln. Noch in der Matrazengruft konnte der Sterbende das Lied von der „schmähligen Gesellschaft der Verbannung“ wiederholen, das der größte Verbannte vor einem halben Jahrtausend gesungen hatte. Es kam so weit, daß der Dichter den Umgang mit den in Paris ansässigen Deutschen so gut wie völlig abbrach. Die meisten hatte Mathilde schon vorher „im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen“.

Seine Vereinsamung wurde dadurch immer größer. In den ersten Jahren hatte er sehr viele Besucher, aber je länger seine Krankheit dauerte, desto stiller und einsamer wurde es in der Rue d'Amsterdam. Die berühmten französischen Freunde fanden nur selten den steilen Weg in das vierte Stockwerk hinauf, wo der gelähmte deutsche Dichter lag. Sie antworteten mit den schönsten Komplimenten, wenn er ihnen eines seiner Werke zuschickte, sie sprachen ihm ihr Entzücken aus, wenn ein Aufsatz von ihm in der „Revue des Deux Mondes“ erschien, aber zu persönlichen Besuchen reichte ihre kostbare Zeit nicht. Théophile Gautier und Alexander Dumas kamen gelegentlich, Berlioz und Béranger ein oder das andere Mal in den langen Jahren; nur die weniger bedeutenden Gérard de Nerval und Saint-René Talandier harrten treu auf dem verlorenen Posten aus. Beide haben viel für die Übersetzung und Einführung der Heineschen Lyrik in Frankreich getan. Aber dieser Verkehr beschränkte sich in der Hauptsache auf Briefe, da die beiden Literaten vielfach nicht ihren Wohnsitz in Paris hatten. Es wurde einsam in dem Krankenzimmer des Dichters.